

Aus der Vergangenheit unseres Weihnachtsbaumes

Autor(en): **Scheibener, Ed.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 6

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und doch war damals auch Krieg. Genau an den Abenden vor dem Konsumladen mochten die Eisenbahnzüge als leuchtende Reihe über die hohe Eisenbahnbrücke ob der Schlucht donnern, und wir wußten, daß darin franke und verwundete Soldaten saßen und lagen, die in ihre Heimat fuhren. Aber wir wußten nicht, was Krieg, verwundet und heimfahren hieß, eine verschwommene Vorstellung lebte in uns. Was sollten wir vom Kriege verstehen, wenn wir doch mit uns selbst im Frieden lebten; was von Fremde, wo unsere Welt nicht über das Heim hinausging?

Nie habe ich es mir gewünscht, zurückzugehen in vergangene Jahre. Die Zeit geht ewig fort. — Aber nun wird Weihnachten, und ich spüre die winzige warme Hand eines Kindes in der meinen, ich spüre noch viel mehr. Es ist wie ein Geheimnis, das ich einmal auch kannte, freilich ohne davon zu wissen. Ach, wäre das Leben weniger geizig, es ließe uns ein seltenes Mal wieder einen Blick tun durch die Türe, die uns von der richtigen wahren Weihnacht trennt. Es ließe uns zu Stunden nur, wieder die Augen jener Zeit bekommen, um uns ans Fenster zu pressen, hinter denen Glasfugeln und kindliches Zeug

lockt, es gäbe uns den Sinn wieder, staunend durch Straßen zu wandern und voll der Wünsche nur an eine nahe Zukunft und verschwommen an eine ferne zu denken, stets nur in der Überzeugung, daß Schönes, nur Schönes unserer wartet — und wir wüßten überhaupt nichts von Schwerm und Bösem . . . und blieben dabei ewig Kinder, die sich an Glasfenster drücken, hinter denen die Wunschträume aufgestapelt sind, Kinder, die so leicht vergessen, daß zu Hause ein ganzes Zimmer voll der ähnlichen und noch viel schöneren Wunderdinge aufgestapelt sind. Ich war nicht im mindesten weise, als ich dem Kinde antwortete, solange du daran glaubst, solange wird es kommen . . . und doch habe ich mir vorgenommen: solange ich an das Gute glaube, solange wird es kommen, solange wird das Leben schön bleiben, solange wird immer wieder Weihnachten sein. Und Friede wird auch einmal wieder werden, denn wir glauben alle daran. Dann ist Weihnachten mitten im Jahr; dann bauen alle Glocken der Welt ein kristallenes Gewölbe über der Erde, und wenn sie verklingen, ist die Luft nicht leer und still, sondern voll von Jubel — und an den Menschen ein Wohlgefallen . . .

Barbara Seidel

Aus der Vergangenheit unseres Weihnachtsbaumes

Die Sitte, am Weihnachtsfeste einen grünen, geschmückten Tannenbaum, den viel besungenen Christbaum, aufzustellen, ein Brauch, ohne den wir heute unser Weihnachtsfest uns gar nicht vorstellen könnten, der früheste und schönste Kindheitserinnerungen in uns wieder wach werden läßt und der so eng mit diesen Festtagen verbunden ist, daß ohne ihn für so viele Weihnachten gemeinhin eben nicht mehr Weihnachten wäre, ist noch gar nicht so alt, wie dies vielleicht geglaubt wird.

Vielfach wird er aus der uralten bis in graue heidnische Vorzeit zurückreichenden früheren Sitte abgeleitet, schon einige Zeit vor dem Feste Zweige von Kirsch- oder andern Laubbäumen im warmen Wohnraume in das Wasser zu stellen, wo sie dann in diesen Tagen zum blühen

oder ergrünen kommen Denn solchen Pflanzen, die schon um diese Zeit zu neuem Leben sich entfalten — der gläubige Christ sah hierin überdies die Verherrlichung der Geburt des Herrn durch die Natur — wie überhaupt solche, welche während des Winters, wenn alles andere ringsumher erstorben, grün bleiben, wurde seit jeher ganz besondere Lebenskraft zugeschrieben, weshalb man sie eben um diese Zeit, da nach der Winter Sonnenwende die Tage wieder länger zu werden beginnen, in der begründeten Hoffnung zugleich, daß nun mit der wieder steigenden Sonne die Natur zu neuer Lebenskraft erwache, in das Haus brachte, hoffend auch, daß damit diese Lebenskraft auch auf die nächste Umgebung übergehe, Übel abwehre und Segen spende.

Erste zuverlässige Nachrichten hierüber, wie

auch über den Weihnachtsbaum überhaupt, sind uns aber erst aus dem 16. und aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhalten und stammen zumeist aus dem Elsaß. In einer sorgfältigen, reich belegten und lesenswerten, im Schweizerischen Archiv für Volkskunde (1939/40) erschienenen Arbeit: „Weihnachtsfest und Weihnachtsbaum“, der wir u. a. für diese ältesten Angaben hier folgen, weist Paul Geiger darauf hin, daß für das Jahr 1600 eine Schlettstadter Chronik von einem Brauche einer dortigen „Herrenstube“, einer „Vereinigung vornehmer Bürger, geistlicher Herren und adliger Ritter“, berichtet: „so man die meyen uffricht am christtag abendt, bringen die Förster die meyen; zu nacht helffen die potten, leuffer und solder dem schenken die uffrichten und mit ostien, öpfflin zieren...“ Diese „Meyen“ blieben bis zum Dreikönigstage stehen; dann hielten die Herren ein fröhliches Mahl, und zum Schlusse sollen „der Herren und Stubengesellen huoben kommen und die meyen schüttlin“. Dieses weihnachtliche Aufstellen von „meyen“ oder von Weihnachtsbäumen, was sie in Wirklichkeit wohl waren, scheint schon damals ein alter elsässischer Brauch gewesen zu sein; denn, wie Geiger weiterhin mitteilt, regelten, wie urkundliche Notizen dies beweisen, elsässische Städte das Abhauen der „Weihnachtsmeyen“, wie z. B. Schlettstadt schon in den Jahren 1521, 1546, 1555, 1557 und 1567 und Ammerschweier im Jahre 1561. Sodann schreibt der zu seiner Zeit so berühmte Straßburger Dichter und Gelehrte Sebastian Brant (1457—1521) in seinem erstmals 1494 zu Basel erschienenen „Narrenschiff“, in welcher Dichtung er in satirischer Weise die Sitten und Gebrechen seiner Zeit glosiert: „Und wer nit ettwas nuwes hat / und um nuw for syngen gat / und grhen tann risz steckt in syn huß / der meynt er lebt das jar nit uß“. Und im Jahre 1508 predigte der berühmte 1445 in Schaffhausen geborene und 1510 zu Straßburg verstorbene Kanzelredner Johannes Geiler von Kaisersberg gegen die damals in Straßburg üblichen Weihnachtsbräuche, wie die Heiden Tannenreis in die Stube zu legen. Die Kirche scheint diesem Tun überhaupt nicht wohlwollend gegenüber gestanden zu haben; denn um 1640 wettete auch der Straßburger Theologe Dann-

hauer über die Weihnachtsfeier in den Familien: „Unter andern Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen ist, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel“.

Für diese Frühzeit des Weihnachtsbaumes finden sich aber Belege auch in der Schweiz. Dahin gehört zum Beispiel das seit 1570 von verschiedenen Zünften Berns zu Anfang des Januar geübte sogenannte Dattelbaumschütteln. Diese „Dattelhäume“ waren mit Äpfeln, Birnen, Nüssen, Datteln und Brezeln behängt, und die Knaben der Zunftgenossen durften sie nach altem Brauche schütteln. Geiger möchte diese Sitte auf von Dattelpalmen handelnde Legenden um die Geburt Christi zurückführen, worin erzählt wird, wie Maria, vor der Geburt betrübt, zu einer Palme geht und ihr eine Stimme ruft, diese zu schütteln, worauf alsobald Datteln herabfallen, oder wie die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten unter einer Dattelpalme rastet und diese sich auf das Geheiß des heiligen Kindes so weit niederbeugt, daß Maria deren Früchte pflücken kann. Damit wäre dann nach Geiger das ehemalige Dattelbaumschütteln der Berner „Zünfte“ eine Erinnerung an die Geschichten aus katholischer Zeit. Weiterhin kannte man zu Ende des 16. Jahrhunderts in Basel den Brauch, daß zu Neujahr die Schneidergesellen mit einem grünen Baum „voller Epfel gehendt, daran auch ein Käß“ umherzogen.

Während nun, wie aus diesen Nachrichten zu schließen ist, der Weihnachtsbaum schon frühe mit Obst, Gebäck u. a. behangen wurde, so ist von seiner heute von ihm untrennbaren Verzierung mit Lichtern zunächst noch nirgends die Rede, und Aufzeichnungen hierüber stammen denn auch aus erst viel späterer Zeit, was beweist, daß diese Sitte früher nicht bekannt war. Vom ersten Lichterbaum erfahren wir nach Geiger durch die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Gräfin Liselotte von der Pfalz und späteren Herzogin von Orléans (1652—1722). Am Hofe von Hannover erzogen und bekannt

durch ihre zahlreichen Briefe, welche ihre Zeit in aufschlußreicher Weise widerspiegeln, erzählt sie in zwei Briefen aus den Jahren 1708 und 1711 als Jugenderinnerung, wie man damals auf die weihnachtlichen Geschenktische der Kinder kerzenverzierte Buchsbäume gestellt hätte. In der späteren Zeit des 18. Jahrhunderts mehren sich dann die Belege für den lichtergeschmückten Weihnachtsbaum, so zum Beispiel 1785 für Straßburg und 1775 für Zürich. Goethe lernte ihn in Leipzig kennen. Aber für ihn wie für Schiller war er noch eine Seltenheit, welche beide Dichter in ihrem Elternhause noch nicht gekannt hatten. J. P. Hebel verherrlichte ihn in seinen alemannischen Gedichten. Überhaupt wurde er zu Anfang des 19. Jahrhunderts öfters in der Li-

teratur erwähnt und fand nun, wenn auch zunächst nur in den Städten, immer größere Verbreitung, und später kam er unter deutschem Einfluß ins Ausland, wo ihn zum Beispiel der Gemahl der Königin Viktoria, Prinz Albert von Sachsen-Koburg, wenn freilich ohne großen Erfolg, in England einzuführen versuchte.

Heute aber hat er sich, ursprünglich lediglich auf einen kleinen Teil alemannischen Landes beschränkt, fest und unabtrennlich mit unserm Weihnachtsfeste verankert. Möge er, wenn er auch dieses Jahr wieder in unseren Stuben erstrahlt, uns die Botschaft des Friedens, die Weihnachten uns verkündet, endlich wieder wahr werden lassen.

Dr. Ed. Scheibener

D Liebi

Ruedolf Hügni

's mues wider emaal heiter wäärde,
's häd na gnueng Liebi uf der Äärde.

Solangs na Müetere gid und Chind,
Verlöscht das Flämmli nüd so gschwind.

Kän grobe Tritt, kän schwääre Schue
Cha säbem Glüetli öppis tue.

Käs Windli und kä Räägenacht
Häd über so es Flämmli Macht.

Es bruucht kän Rigel und käs Toor,
En Ängel häd sy Hand devoor.

Weihnachten in Lied und Musik

Nicht nur die Dichtung und Bildkunst, sondern auch die Musik und der Gesang fanden in der Weihnachtsgeschichte einen unerschöpflich tiefen und wunderbar anziehenden Stoff. Die geistliche Musik hat zum Lobpreis der Geburt des Heilandes unendlich viele Gesänge, aber auch größere Werke geschaffen. Zur Reformationszeit und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein waren die lateinischen und deutschen geistlichen Volkslieder im Volk lebendig und wurden zur Festzeit von den sog. Kurrenden (Schülern) durch die Gassen

gesungen. Besonders bekannt war das Lied „Quem pastores laudavere“ (Den die Hirten lobten sehre), wonach das Weihnachtsingen mit „Quempässingen“ (nach den Anfangsilben) bezeichnet wurde. In der Kirche wurden die Lieder meist von vier Knabenchören von verschiedenen Orten aus gesungen, worauf entweder alle Chöre gemeinsam oder die Gemeinde einfielen. Wo man den „Quempas“ lateinisch sang, nahm man auch Wort für Wort die deutschen Übertragung vor. Aus der Aufzeichnung des „Quempas“